

Etwas Besseres als der Optimismus

Fröhliche Wissenschaft 244

Guillaume Paoli

ETWAS BESSERES ALS DER OPTIMISMUS



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

1. Pessimistin! Was hattest du dir erhofft?	7
2. Der unverschämte Charme der Subversion	23
3. Von Maschinenmenschen, sprechenden Affen und Künstlicher Verdummung	39
4. Freiheitsgespenster	63
Anhang	
Die Optimierung des Tötens	81
Anmerkungen	91

1. Pessimistin! Was hattest du dir erhofft?

Mehr denn je ist kritisches Denken unerwünscht.¹ Zu einer Zeit, in der selbst ein angenehm warmer Apriltag nicht ohne unterschwellige Unruhe genossen werden kann, zu einer Zeit, in der die Kräfte des Obskurantismus unter dem Deckmantel der Aufklärung hervortreten, zu einer Zeit, die von ihren Chronisten ganz unaufgeregt als »Vorkriegszeit« bezeichnet wird, hat der geringste kritische Vorbehalt alle Chancen, als unzumutbarer Affront wahrgenommen zu werden. Laut einer weltweit angelegten Studie treten immer mehr Zeitgenossen in Nachrichtenstreik. Sie verweigern sich zunehmend der Information durch Massenmedien und zwar nicht so sehr, weil sie der Berichterstattung nicht mehr trauen, sondern weil diese zu negativ sei und missmutig mache. Sie wollen nicht mehr wissen. Bemüht, ihre Konsumenten nicht zu vergraulen, wetteifern also besagte Medien um Positivität und lösungsorientierte Darstellungen. Ein Beispiel unter vielen: Kürzlich ermunterte die Online-Ausgabe der *Süddeutschen Zeitung* ihre User zur Lektüre eines Beitrags zum Klimawandel mit einem neuen Trick. Unter zwei Emoticons – Daumen nach oben, Daumen nach unten – stand folgende Anweisung: »Wählen Sie zwischen einer optimistischen und einer pessimistischen Sichtweise auf unsere Klima-

zukunft. Sie werden die gleichen Grafiken, die gleichen Zahlen sehen, nur der Blinkwinkel darauf verändert sich.«

Auf den Blinkwinkel kommt alles an. Wenn sich die Fakten nicht mehr leugnen lassen, bleibt einem die Click-Freiheit, um diese so oder so, optimistisch oder pessimistisch serviert zu bekommen. Ganz demokratisch darf jeder entscheiden, ob das Glas halbvoll oder halbleer ist. Wobei – ganz frei ist die Wahl nicht. Denn immer öfter wird eine Parole von Karl Popper bemüht, jenem Stichwortgeber des Konsensliberalismus: »Optimismus ist Pflicht«. Angesichts der Tatsache, dass – insbesondere in Deutschland – das Pflichtbewusstsein ganz schnell in Fanatismus ausarten kann, klingt das wie eine kaum verborgene Drohung. Wer als Pessimist gelesen wird, läuft Gefahr, an den Pranger gestellt oder schlimmer noch: totgeschwiegen zu werden. So wurden die Leser durch die spärlichen Rezensionen meines letzten Buchs *Geist und Müll*, neben allfälligen Komplimenten gewarnt, es sei pessimistisch beziehungsweise hochpessimistisch, was für das Marketing nicht gerade förderlich ist. Ich wähne mich aber hier in guter Gesellschaft, nicht zuletzt von Günther Anders, der demselben Vorwurf mit seinem charakteristischen schwarzen Humor entgegnete: »Pessimistisch ist noch viel zu optimistisch ausgedrückt.«

Gefühlsexhibitionismus ist ein beliebtes Mittel, um eine argumentierte Auseinandersetzung unmöglich zu machen. Eine Emotion lässt sich nicht widerlegen. Nicht nur in sogenannten sozialen

Medien, nicht nur im rechten Lager haben sich Meinungsmacher in Stimmungsschleudern verwandelt. Das bedeutet beileibe nicht, dass, wer weiterhin auf kritisches Denken setzen will, Gefühle verbannen oder unterdrücken sollte. Nur gilt es, die unausgesprochenen Annahmen zu entlarven, die mit der Zurschaustellung der Gefühle hineingeschmuggelt werden. Zum Beispiel ist eine Pflicht zum Optimismus eine höchst verdächtige Forderung. Wie kann man denn zu einem Temperament oder einer Gemütslage verpflichtet werden? Da steckt doch etwas dahinter. Wenn ich mich also im Folgenden gegen den Optimismus aussprechen werde, dann nicht um pessimistisch zu argumentieren. Es geht darum, dieser Alternative ihre Relevanz in Bezug auf ein Urteil über die Welt abzuerkennen.

Pessimist. Optimist. Woher kommen diese beiden Kasperletheater-Charaktere überhaupt? Tatsächlich fing alles auf einer Theaterbühne an, wie ich dank dem Historiker Laurent Loty erfuhr.² Am 22. Februar 1788 wird im Versailler Schlosstheater das Stück eines gewissen Colin d'Harleville uraufgeführt: *Der Optimist oder der mit allem zufriedene Mensch*. Das Publikum ist begeistert, König Ludwig XVI wird sogar nachgesagt, er habe sich mit dem Protagonisten identifiziert. Aus diesem Erfolg will ein weiterer Autor, Pigault-Lebrun, Kapital schlagen. Am 21. März 1789 findet in Paris die Premiere einer Komödie statt mit dem umgekehrten Titel: *Der Pessimist oder der mit allem unzufriedene Mensch*.³ Nun ist das Tandem auf Fahrt. Und fährt bis heute. Bemerkenswert ist natürlich das Datum.

Im Frühjahr 1789 sind tatsächlich viele Franzosen »mit allem unzufrieden«, und sie werden es sehr bald deutlich wissen lassen. Die politische Absicht beider Stücke ist offensichtlich, und gleich zu Beginn der Revolution wird sie auch erkannt. Fabre d'Églantine, selbst ein mittelmäßiger Stückeschreiber und zwielichtiger Politiker, wirft beiden Autoren vor, sie propagierten eine »anti-soziale Lehre, in der der Starke lernt, alles zu wagen und der Schwache, alles zu erdulden«. Wenig später wird aber Fabre d'Églantine unter der Guillotine enden, wohingegen *L'Optimiste* wie *Le Pessimiste* über die ganzen Revolutionsjahre hinaus mit ununterbrochenem Erfolg gespielt werden. Auch Olympe de Gouges, mutige Verfasserin der ersten Erklärung der Frauenrechte, fiel der Schreckensherrschaft zum Opfer. Ehe er sie köpfte, schnauzte sie Henker Samson an: »Pessimistin! Was hattest du dir erhofft?« Offenbar war die Bezeichnung bereits zu diesem Zeitpunkt allgemein gebräuchlich und stand im zwiespältigen Verhältnis zur Hoffnung. Bald zieht das Begriffspaar ins Wörterbuch ein und wird in andere Sprachen übernommen.⁴ Doch findet der Beginn seiner unaufhaltbaren Karriere zugleich ein plötzliches Ende, denn mit seiner küchenpsychologischen Bagatellisierung wird der Optimismusbegriff unkenntlich gemacht und somit ein philosophischer Streit unter den Teppich gefegt, der das ganze achtzehnte Jahrhundert beschäftigt hatte.

Geschöpft wurde das Wort 1737 von dem Jesuiten Louis-Bertrand Castel in seiner Rezension von

Leibniz' *Theodizee*, und zwar durchaus abwertend. Ursprünglich also bezeichnet Optimismus die These, wonach wir in der bestmöglichen aller Welten, in einem *Optimum* leben. Wir bemerken sogleich, dass in diesem Sinne der Gegenspieler des Optimisten nicht so sehr der Pessimist ist, als vielmehr der Maximalist oder Utopist, zumindest jemand, der eine bessere Welt als die bestehende für möglich hält. Das mag für heutige Ohren ungewöhnlich klingen, doch als ich Freunden aus der ehemaligen DDR davon erzählte, waren sie nicht überrascht. Die Pflicht zum Optimismus, das war im Ostblock Staatsdoktrin. Nach der marxistisch-leninistischen Glaubenslehre war der Sozialismus bloß ein Übergangsstadium. Man hatte den Kapitalismus hinter sich gelassen, war unterwegs zum Kommunismus, doch um die Endstation zu erreichen, war keine Umwälzung mehr nötig, sondern die wohlgeordnete Optimierung des bestehenden Systems durch Kybernetik und Planwirtschaft. So wie die Nihilisten, die an keine Besserung glaubten, wurden die Utopisten, die von einer anderen Welt träumten, für feindlich-negative Elemente gehalten. Als schließlich der Glaube an die bestmögliche sozialistische Welt verpuffte, verkündete Heiner Müller das endgültige Urteil: »Optimismus ist Mangel an Information«.

Doch zurück zum Erfinder des Begriffs. Obwohl nach ideengeschichtlichen Maßstäben eine Randfigur, war Castel ein bemerkenswertes Exemplar der mittlerweile ausgestorbenen Gattung der Universalgelehrten. Er veröffentlichte mathematische Arbei-

ten, entwickelte eine eigene Theorie der allgemeinen Schwerkraft sowie eine originelle Farbenlehre. Aufmerksamkeit erregte er vor allem mit seinem »Augencembalo«, einem Tasteninstrument, das – zwei Jahrhunderte vor Skrjabin – jeden musikalischen Ton mit einer entsprechenden Farbe verknüpfen sollte. Das war für die Zeit doch etwas zu bunt, und obwohl namhafte Denker wie Montesquieu einen regen Austausch mit ihm unterhielten, wurde er gemeinhin für einen Spinner gehalten. Ob Newton'sche Physik, absolute Monarchie oder Musik – es sah so aus, als ob dieser »Don Quijote der Mathematik« (wie ihn Voltaire nannte) darauf bestand, sich immer auf die Verliererseite zu schlagen. Über die wissenschaftlichen wie philosophischen Neuerscheinungen seiner Zeit schrieb Castel angesehene Rezensionen im *Journal de Trévoux*, dem theoretischen Organ des Jesuitenordens, die zuweilen von seinen Kontrahenten ernster genommen wurden als von seinen geistlichen Kollegen.

Als katholischer Theologe muss Castel die Theodizee-Lehre entschieden ablehnen. Wenn selbst der Allmächtige nicht anders könne, als eine gewisse Menge an Übel zuzulassen, dann wäre er doch überflüssig, zumindest was die irdischen Angelegenheiten angeht. Umso unfreier wäre folglich der Mensch, zwischen Gutem und Bösem entscheiden zu können. Wo es einen freien Willen nicht gibt, gibt es auch keine Sünde. Unsere Taten wären dann gänzlich von Kausalketten vorbestimmt. Um eine solche Anschauung zu charakterisieren, erfin-

det Castel wieder einen neuen Begriff, den *Fatalismus* – heute würde man eher von Determinismus sprechen. Zumindest was seine Wortschöpfungen angeht, fehlt es ihm nicht an Bedeutung, lässt sich sein Einfluss auf die französische Aufklärung an den zwei Bestsellern jenes Jahrhunderts erkennen: Voltaires *Candide oder der Optimismus* und Diderots *Jacques der Fatalist*. Nichtsdestoweniger wird Castel in der kanonischen Geschichtsschreibung kein Platz gewährt. Stand er doch auf der falschen Seite der nachträglich gezeichneten Grenze zwischen Obskurantismus und Philosophie.

Aber nichts bleibt so, wie es war, und zu meinem Erstaunen erfahre ich, dass Castel neuerdings wiederentdeckt wird, und zwar als Vorreiter der Anthropozän-Theorien! Er soll der Erste gewesen sein, der die Behauptung wagte, der Mensch verändere das Weltklima.⁵ Anzeichen davon gab es damals bereits. Mit der Kolonisierung Amerikas sowie dem Bau von großen Infrastrukturprojekten wie dem Canal du Midi in Castels südfranzösischer Heimat war beobachtet worden, dass menschliche Unternehmungen die lokalen Klimaverhältnisse beeinflussten. Doch nicht der empirischen Forschung entnimmt Castel seine Hypothese, sie ist Folge einer spekulativen Überlegung. Wie in seinen übrigen Disputen geht es ihm in diesem Fall hauptsächlich um die Würde des Menschen, wobei das Wort hier im ursprünglichen Sinn gemeint ist. Wie auch das lateinische *Dignitas* bedeutet Würde: »Rang« oder »Stand«. Als Gottes Verwalter wird

dem Würdenträger Mensch die Aufgabe zuteil, die Erde umzuformen. Er ist nicht bloß Hirte des Seins, sondern von Amts wegen zuständig fürs Werden. Castels Hauptvorwurf gegen materialistische Wissenschaftler und Denker ist nicht einmal, dass diese Gott leugnen (was sie nur hinter vorgehaltener Hand tun), sondern dass sie den Menschen herabwürdigen. Dabei führt er kein Rückzugsgefecht gegen die aufblühende Naturwissenschaft; er bestreitet bloß, dass der Mensch ein rein natürliches Wesen sei.

Nach Castels Überzeugung muss man zwischen drei Sphären sorgfältig unterscheiden: der natürlichen Sphäre, die mechanistischen Gesetzen unterliege; der übernatürlichen Sphäre, wo ebenjene Gesetze gegebenenfalls von Gott ausgesetzt würden; und dazwischen einer dritten Sphäre, die dem Menschen eigen sei, nämlich der künstlichen. Diese umfasse »alles, was die Natur tut, und [ist] doch durch den freien Willen des Menschen bestimmt«. Zwar ließen sich zum Beispiel Abschuss, Flugbahn und Schlagkraft einer Kanonenkugel dank physikalischer Gesetze genau erklären und berechnen, doch reiche das lange nicht, um das Phänomen Kanonenkugel zu beschreiben. Dazu müssten Fragen geklärt werden wie die, zu welchem Zweck und mit welchen Auswirkungen diese von Menschen konzipiert, hergestellt und geschossen würde. Als verkörperter Geist interagiere der Mensch mit der Materie, dennoch sei er nicht vollständig an ihre Gesetze gebunden. Den regulären Lauf der Natur biege und breche er nach seinem Willen, und so schaffe er

eine riesige Kunstwelt. Wenn es den Menschen nicht gäbe, würde nach Castels Überzeugung der Planet zu einem natürlichen Gleichgewicht tendieren, zur ewigen Wiederkunft des Gleichen. Gerade deswegen wurde er, der Mensch, als Störer geschaffen, denn allein seine Störungen können für Veränderung, Bewegung und Vervielfältigung sorgen. Castels Absicht ist klar: Gegen die mechanistische Naturphilosophie, die im achtzehnten Jahrhundert ihren scheinbar unwiderstehlichen Anflug nimmt, will er die Vorherrschaft des Geistes retten.

Von einer tonangebenden Person sagt man auf Französisch: »elle fait la pluie et le beau temps«, sie macht Regen und Sonnenschein, ist Wettermacherin. Als einer seiner Kritiker Castel vorwirft, nach seiner Theorie würde der Mensch »Regen und Sonnenschein« machen, zögert er nicht zu antworten, dass er genau das meinte. Und schaukelt sich hoch zu der gewagten Behauptung, letztlich sei die menschliche Aktivität die effiziente Ursache aller meteorologischen Phänomene, »alle Arten von Meteoren, Nebeln, Winden, Wolken, Regen, Schnee, Hagel, Blitzen und Donnern« eingeschlossen! Nicht, dass Menschen solche Phänomene bewusst und direkt verursachen würden, doch glaubt Castel: Nur sie machen sie möglich (Gott ausgenommen, versteht sich). Da die gewollte Umformung der Erdoberfläche keinem naturgegebenen Optimum unterworfen sei, spräche prinzipiell nichts gegen die Möglichkeit, das Klima bewusst zu verändern und bestenfalls zu regulieren.

Hier werden sich die Leser von *Geist und Müll* an Teilhard de Chardin und seine Noosphäre erinnern fühlen. Es ist auch wahrscheinlich, dass der tech-nophile Jesuit von den Schriften seines Vorgängers wusste, dennoch würde man bei Castel eine ähnlich deterministische Heilsgeschichte vergeblich suchen. Im Unterschied zu Teilhard ist für ihn der Mensch kein bloßes Werkzeug im Prozess der kosmischen Geisteswerdung, er ist für seine Taten verantwortlich. Die Auswirkungen seiner Aktivität können positiv oder negativ ausfallen, je nachdem ob er einen tugendhaften oder unseligen Weg wählt. Erinnern wir uns, dass Castels Einspruch gegen den Fatalismus um das Dogma der Sünde geführt wird. Frei ist nur ein Mensch, der – ob bewusst oder versehentlich – Mist bauen kann. Freilich stehen auch Reue, gute Taten und Erlösung auf der Palette der Möglichkeiten, darum hofft der katholische Humanist Castel, sein Werk möge zu einer besseren Welt beitragen. Aber ihm ist die Idee eines zwangsläufigen Fortschritts ebenso fremd wie die eines zwangsläufigen Untergangs. Wäre das Ergebnis nicht offen, wäre die Ausübung des Willens nicht frei.

Wobei: Eine Rückversicherung gebe es doch. Sollte alles total schiefgehen, glaubt Castel immerhin – so viel Hoffnung muss doch sein – dass sich im letzten Moment Gottes Rettungsdienst einschalten würde. Um das künstliche Reich vor der selbstverursachten Vernichtung zu schützen, greife das Übernatürliche in das Weltgeschehen ein. Mit dem christlichen

Glauben ist ein Suizid der Menschheit absolut inkompatibel. Mit allen Religionen sogar, sind sie doch da, um gerade solche Ängste zu zerstreuen. Letztens erzählte mir ein Sufi-Meister, er sei zuversichtlich, dass die Klimakatastrophe eine göttliche Prüfung sei, die zwar viele Opfer verursachen möge, doch schließlich zur Verjüngung der Welt führen werde. Eine säkularisierte Form dieser metaphysischen Resthoffnung begegnet uns etwa mit der vielbeschworenen »Resilienz«. Dass das irdische Gleichgewicht und mithin die menschliche Existenz eine nahezu unerschöpfliche Fähigkeit besäßen, sich selbst durch Adaption und Optimierung zu erhalten, ist ein Glaubenssatz, der sich nicht empirisch begründen lässt. Schließlich sind die allermeisten Tierarten der Erdgeschichte irgendwann ausgestorben. Das ist für den Optimisten kein Argument, weil nicht sein kann, was nicht sein darf. Interessanterweise wird jeder Hinweis auf die parareligiöse Natur einer solchen Zuversicht wiederum als religiös, als »apokalyptisch« abgetan. Abergläubisch sind immer die anderen. Wie auch immer: Mit seinem dogmatischen Festhalten an der Unfehlbarkeit der Heiligen Schrift und seinem Glauben an übernatürliche Ursachen hat sich Castel aus der philosophischen Debatte selbst diskreditiert. Indes sind seine Überlegungen zur künstlichen Position des Menschen in der Natur sowie seine Determinismus-Kritik Teil einer Auseinandersetzung, die keineswegs abgeschlossen ist und neuerdings in anderem Gewand wiederaufgenommen wird.

Ich hatte mir einen kurzen Spaziergang durch die Aufklärungszeit vorgenommen, um die Quelle des Optimismus zu besichtigen, und bin versehentlich auf weitreichende Fäden und Verknüpfungen gestoßen, die bis in gegenwärtige Themen und Erscheinungen führen. Es wurde manchmal behauptet, das zwanzigste Jahrhundert habe sich auf den Versuch beschränkt, die Ideen zu verwirklichen, die das neunzehnte Jahrhundert ausgebrütet hatte. Sozialismus, Liberalismus, Kolonialismus, Rassismus, Individualismus und viele andere Ismen waren als Pläne für die Neugestaltung der Welt entworfen worden; doch ganz gleich, ob sie großzügig oder böswillig, wissenschaftlich oder irrational waren, die Umsetzung im nachfolgenden Jahrhundert ließ gelinde gesagt zu wünschen übrig. Genauer gesagt: Sie hinterließ ein Trümmerfeld des Begehrens. Dem zum Ausgang jener Epoche gepfiffenen »Ende der Ideologien« folgte kein bacchantischer Taumel des Wahren, sondern eine Trauerfeier. Nun sehen wir uns heute mit neuartigen, riesigen Herausforderungen konfrontiert, zu deren Meisterung keine Blaupause vorhanden ist. Das neunzehnte Jahrhundert hat ausgedient. Darum mag es vielleicht hilfreich sein, sich auf das achtzehnte zurückzubeziehen, als das Verblassen des christlichen Weltbildes eine Neubestimmung von Mensch, Natur, Sprache und Ordnung verlangte.

Im Jahr 1755 wurde von der preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin ein Preiswettbewerb ausgeschrieben. Die eingereichten Texte sollten sich

für oder gegen den Optimismus positionieren. Die Kontras gewannen mit knapper Mehrheit. Wenige Wochen später wurde die Leibniz'sche Theodizee-Lehre unter den Trümmern des Erdbebens von Lissabon ein für alle Mal verschüttet. Warum also sollte man sich heute noch dafür interessieren? Was hat die theologische Rechtfertigung der Existenz des Bösen mit unseren Problemen zu tun? Eine erste Antwort hat bereits Joseph Vogl formuliert. In seinem Buch *Das Gespenst des Kapitals* beschreibt er, wie die metaphysische und dogmatische Glaubenslehre der Theodizee gänzlich und unbemerkt in die ökonomische Doktrin hineingeflossen ist. Nur ist die Hoffnungsfigur der »Oikodizee«, wie Vogl die säkularisierte Theodizee nennt, nicht mehr die göttliche Vorsehung, sondern die unsichtbare Hand der Märkte. Wie bei Leibniz das Böse, werden Wirtschaftskrisen als notwendige Korrekturen gerechtfertigt, damit das System im Gleichgewicht bleibt. Verlierer und Ausgestoßene werden mit dem Versprechen eines kommenden Aufschwungs getröstet. Die Ungleichheit zwischen armen und reichen Ländern wird als Bedingung eines globalen Wachstums erklärt, das Wohlstand für alle sichern wird. Kurzum: Alles wird gut.

Hier zeigt sich ganz eindeutig der Zusammenhang zwischen Optimismus und Fatalismus. Das Grundvertrauen in die Selbstheilungskräfte der Märkte setzt menschliche Handlungen und Institutionen auf einer Ebene mit Naturgesetzen gleich. Und das wird besonders verhängnisvoll, wenn besagte Hand-

lungen und Institutionen gegen die natürlichen Bedingungen eines Fortbestehens der menschlichen Existenz verstoßen. Gefragt über die Chancen, das Abschmelzen der Polkappen noch verhindern zu können, sagt ein Arktisforscher im Interview: »Ich bin ein pragmatischer Naturwissenschaftler und glaube, dass Wasser nach unten fließt und Kapital zur Rendite, und im Grundsatz werden wir beides nicht ändern können.« Folglich plädiert er dafür, »mit den inhärenten Kräften des Wirtschaftssystems zu arbeiten, und nicht gegen sie«. Anders gesagt, an eine Rettung der Küstengebiete der Welt sei nur zu denken, wenn diese Rendite verspräche. So unvorstellbar das Ausmaß an Vernichtung, die ein Abschmelzen der Polkappen verursachen würde, unvorstellbarer noch sind Abwehrmaßnahmen, die nicht in Einklang mit der kapitalistischen Wirtschaftsweise wären. Hier wie im Pariser Theaterstück von 1789 bedeutet Optimismus nichts anderes als die willfährige Unterwerfung unter die bestehenden Machtverhältnisse.

»Im Grundsatz werden wir das nicht ändern können« – so kommen wir zum dialektischen Knackpunkt der ganzen Problematik: In Wahrheit fußt der Gedanke der Optimierung auf anthropologischem Pessimismus. Das hat historische Gründe. Die Gräueltaten und Traumata der Religionskriege hatten die frühe Aufklärung dermaßen geprägt, dass man fortan davon absah, wie seit der Antike üblich, über die gute Regierung, die richtige Lebensweise oder die ideale Stadt nachzudenken. Stattdessen

bildete sich eine Philosophie des Verdachts aus, in der Werte wie Altruismus, Kooperation oder Gastfreundlichkeit nur noch als Feigenblätter für eigennützige Motive galten. Weil das moralische Übel offenbar nicht aus der Welt zu schaffen ist, gilt nunmehr alle Hoffnung einem Gesellschaftsmodell, das einzig von der Konkurrenz der kleinkarierten Interessen zusammengehalten wird. Der Verlust der erhofften Ekklesia, der versöhnten Weltgemeinschaft der Gläubigen, wird mit der Vorstellung eines bloßen Mechanismus kompensiert, durch den sämtliche Einzelhandlungen und Motivationen frei von Werturteilen austariert werden. Nicht ohne Widerstände hat sich diese Weltanschauung, später liberaler Individualismus genannt, durchgesetzt.⁶ Im Grunde sind die großen Ideologien des neunzehnten Jahrhunderts, allen voran Sozialismus und Nationalismus, Auflehnungen dagegen und zugleich Verheißungen, das Gemeinwesen neu zu konstituieren. In der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts kehrte dennoch der anthropologische Pessimismus zurück, diesmal nicht infolge von Religionskriegen, sondern aufgrund der Erfahrung mit den faschistischen wie stalinistischen Totalitarismen. Aus Vorbehalt gegen utopische Entwürfe entstand eine Haltung, die Judith Shklar »Liberalismus der Furcht« nannte. Fortan wurde die bestmögliche aller Welten nicht an ihren positiven Resultaten gemessen, sondern an ihrem Abgleich mit dem absolut Bösen. Wie eine Selbstverständlichkeit wird nun immer wieder nachgeplappert, dass jeder auch gut gemeinte Versuch, Ausbeutung und Ungleichheit zu

beseitigen, zwangsläufig mit dem Gulag enden muss. Aus Furcht vor größerem Schaden wird das kleinere Übel hingenommen. Für den Optimisten gibt es keinen gefährlicheren Gegner als den Weltverbesserer.

Wenn der Mensch nicht nur im biologischen Sinne Mangelwesen ist, sondern auch moralisch und sozial, dann kommen der Technik ganz andere Funktionen zu. Es geht nicht bloß darum, seine physische Schwäche zu kompensieren und seinen Aktionsradius zu potenzieren. In erster Linie müssen die Auswirkungen seiner geistigen Unvollkommenheit minimiert werden. Dispositive der Überwachung, Steuerung, Disziplinierung und Bestrafung sorgen für Befriedung und Sicherheit. Um Mobbing und Missbrauch zu vermeiden, werden Kontakte möglichst über Geräte vermittelt, Entscheidungen an Automaten delegiert. «Prometheische Scham» nannte Günther Anders das Gefühl des modernen Menschen, seinen eigenen Schöpfungen gegenüber unterlegen zu sein. Folglich strebt er nur noch nach Selbstoptimierung, um der Perfektion der Maschinen gerecht zu werden.

Erste Auflage Berlin 2025
Copyright © 2025
MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstr. 57A | 10965 Berlin | Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des
Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.
Satz: psb, Berlin
Druck und Bindung: Art-Druk, Szczecin, Polen
Printed in Poland
Umschlaggestaltung nach einer Idee von
Pierre Faucheux
ISBN 978-3-7518-3020-1
www.matthes-seitz-berlin.de